

Demnach bestehenden Brennschulen zu errichten. Dem Räte liegt bereits ein entsprechender Entwurf vor.
* Leipzig. Das Volkswort der Stadt richtet wegen der zahlreichen Diebstähle und Einbrüche, die in der letzten Woche von jungen Burken und Knaben ausgeführt worden sind, an alle Eltern die Mahnung, die Lebensführung und den Umgang ihrer Kinder strenger zu überwachen. Diese Verpflichtung sei nicht bloß an einzelne Bevölkerungsteile, sondern an alle Stände gerichtet. Durch eine Lieberacht über die in der letzten Woche begangenen kraßbaren Handlungen Jugendlicher wird die Notwendigkeit dieser Mahnung begründet. — Mit Genehmigung des stellvertretenden Generalkommandos ist vom Räte der Stadt Leipzig angeordnet worden, daß vorläufig bis zum 10. Januar 1917 im Stadtgebiete Gas und Elektrizität zur Beleuchtung von Reklame-Einrichtungen (Reklamelaternen, Plakatkästen auf Dächern, an Gebäuden und Bergleichen), sowie nach Schluß der Ladengeschäfte zur Beleuchtung von Schaufenstern nicht verwendet werden darf. Als Reklamelampebeleuchtung wird jede Beleuchtung angesehen, die über das Bedürfnis der notwendigen Beleuchtung hinausgeht.

Weitere Kriegsnachrichten.

Ein deutscher Feldfriedhof bei Belgrad.
Besten vormittag fand die feierliche Einweihung des deutschen Feldfriedhofs am Danovo-Brdo nordwestlich von Belgrad statt.

Frieden zur rechten Zeit!
Der französische Minister Malov hat sozialistischen Kammermitgliedern gegenüber geäußert, daß der Krieg nicht mehr lange fortgesetzt werden dürfe. Ein Blick in die Zukunft Frankreichs gehe nur Frauen und Kind auf. Frankreich könne dem deutschen Vorbild, die Bürger des Landes zu mobilisieren, nicht folgen, denn die Wehrkraft der Bürger sei dem Staat bereits in irgend einer Weise dienbar. Die Organisation der Bürger aber, die noch eine freie Verfügung besitzen, würde die Vernichtung von Ernährungsquellen bedeuten. Premierminister Gallaud hat einigen Senatoren Briefe geschrieben, in denen er mitteilte, daß Frankreich auch heute noch einen ehrenvollen Frieden eingehen könne ohne weiteres Blutvergießen, wenn sich das Parlament stark genug fühle, ein Volkswort zu gründen, in dem seine Männer wie Briand vertreten sind.

Neueste Nachrichten und Telegramme

vom 5. Dezember 1916.

Friedensverhandlungen.
* Berlin. In der Post schreibt Freih. v. Rehb.: In England sowohl wie in Russland ist offenbar von einer Reaktion gegen die Kriegsstimmung noch entfernt nicht die Rede. Wenn Trepow die Fortführung des Krieges proklamiert bis zur Wiedereroberung Wolens und der Eroberung der von Polen bewohnten Teile Deutschlands und Oesterreichs, so wird man in diesem letzten Ziele unerschwer einen Widerhall der Proklamation des autonomen Königreichs Polen und der Erklärung der polnischen Fraktion des Abgeordnetenhauses erblicken.

* Berlin. In Bonn sprach Spaun über die Friedensziele des Vertrauens und erklärte: Wir verlangen Friedensbedingungen, die teilweise in Gebietsveränderungen, teilweise in anderen realen Garantien bestehen. Wenn im Frühjahr die Früchte des Bividentgesetzes sichtbar würden, dann habe hoffentlich der Weg zu Friedensverhandlungen offen.

* Berlin. Der Berl. Lokalanz. meldet aus Zürich: Dem Vertreter des Schweizerischen Brevetelegraph wurde von einem aus Frankreich angelaufenen Reisenden erzählt, daß in Frankreich in immer weitere Volksteile das Gefühl dringe, Frankreich kämpfe nur noch für England. Die Stimmung im französischen Volk werde nur noch durch künstliche Mittel aufrecht erhalten. Die Unzufriedenheit in allen Kreisen werde die Regierung vor neue Probleme stellen.

Sozialpolitik im Südbienstegebiet.
* Berlin. Die Nordd. Allg. Ztg. weist darauf hin, daß das Südbienstegebiet gerade der Arbeiterkraft auch Sicherungen und Rechte gebracht hat, um die von ihr seit Jahrzehnten gekämpft wird. Zum erkennen, heißt es in

dem Artikel, schafft ein deutsches Gesetz für die Gesamtheit der deutschen gewerblichen Arbeiter und Anwachseln eine obligatorische aus freier Wahl hervorgerufene Vertretung in den Arbeiterausschüssen. Zum erkennen wird die Festsetzung der Arbeits-, insbesondere der Lohnbedingungen, der unbedingten Vertragsfreiheit entzogen und betriebsfremden paritätisch zusammengesetzten Schlichtungsstellen ein starker Einfluß auf die Gestaltung des Arbeitsvertrages eingeräumt. Einige von den seitens der Arbeitervertreter erhobenen Forderungen konnten allerdings nicht ausfinden werden. Es handelte sich bei der Eisenbahnerfrage und dem zu dieser gestellten sozialdemokratischen Antrag nicht, wie vielfach angenommen zu werden scheint, um die Arbeiterausschüsse. Solche Ausschüsse bestehen bei den Staatsbahnen schon. Der sozialdemokratische Antrag aber wollte die Wirksamkeit der allgemein vorgeordneten Schlichtungsstellen auch auf das Staatsbahnpersonal ausdehnen und damit die Regelung der Arbeitsbedingungen der Eisenbahner einer dritten außerhalb der Eisenbahnerverwaltung stehenden Instanz übertragen. Bei solcher Ordnung der Dinge wäre es möglich, daß Forderungen, welche die Eisenbahnerverwaltung vielleicht schon aus staatsrechtlichen Gründen nicht zu bewilligen vermag, die Billigung einer Schlichtungsstelle finden. Dann hätten die Eisenbahner auf Grund dieses Spruches der Schlichtungsstelle nach den Bestimmungen des neuen Gesetzes das Recht, in corpore den Arbeitsvertrag zu verlangen und ihre Arbeit zu verlassen. Die Erteilung der Schlichtungsstellen auf die Eisenbahner könnte also geradezu den staatlich konfessionierten Eisenbahnerstreik zur Folge haben. Auf diese Konsequenz ist in den Vorberatungen in aller Ausführlichkeit und Eindringlichkeit hingewiesen worden. Gegen 19 Stimmen der sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft ist das Gesetz in der Gesamtabstimmung angenommen worden. Indem die sozialdemokratische Fraktion in ihrer ganz überwiegenden Mehrheit dem Gesetze zustimmte, obwohl nicht alle ihre Wünsche erfüllt werden konnten, zeigte sie, daß sie die vaterländische Forderung höher stellte als die Sonderforderungen der Parteien, und daß sie nach wie vor mit allen übrigen Volksgenossen treu in Reich und Glied steht, um den Kampf der Nation auszufechten. So ist dank einer weitherzigen Gemüthsart, die dem Reichstage und den verbündeten Regierungen für alle Zeit zum Ruhme gereichen wird, das große Werk geschaffen worden. Betragen von dem Gesetze, der es geschaffen hat, wird es nach seiner Durchführung und dem Siege und dem Frieden einen entscheidenden Schritt näher bringen.

Zum Siege am Argesul.

* Berlin. Zum Siege am Argesul schreibt Major Morath im Berl. Tagbl.: Alles zusammen genommen, gibt uns die Eroberung von rund einem Drittel rumänischen Bodens eine ganz bedeutende Kriegskraft. England steht seinen schmächtlichen Plan, uns auszuburgern, ins Wasser geraten.

Holländische Stimmen über das Darbanellenabkommen der Entente.

* Amsterdam. Die Blätter befassen sich mit der Erklärung Tropomus in der Reichsduma über das Darbanellenabkommen. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ schreibt: Wir haben nun wenigstens, was den Osten betrifft, eine deutliche Antwort auf die Frage, warum die Abisolierung und wirtschaftliche Herabsetzung Europas noch immer nicht aufhört, weil Russland Konstantinopel erobern will. — „Nieuwe Courant“ sagt: Unter den gegenwärtigen Umständen kommt es uns vor, als ob das Beitreten dieses Abkommens, dessen Verwirklichung zu den Friedensbedingungen der Entente gehört, nur zur Verlängerung des Krieges beitragen kann. — Das Allgemeine Handelsblatt schreibt: Es ist dies wohl das merkwürdigste Abkommen, in dem eine Macht über ein Gebiet mit 43% mohammedanischen Türken, 17% mohammedanischen Griechen und Armeniern, 5% Juden und 10% Fremden Russland ausgeprochen wird, dem Lande, in dem die Nationalitäten und die Bewohner, die nicht zum orthodoxen Glauben gehören, stets auf die grausamste Weise unterdrückt wurden. Es ist dies auch eine merkwürdige Illustration der Erklärung, daß die Alliierten keinen Eroberungskrieg führen und ein Europa schaffen wollen, in welchem dem Eroberungsjug der Deutschen Schranken gesetzt werden sollen.

— Neues von den Dag schreibt: Die Russen sind in diesem Kriege noch nie weiter von Belage Konstantinopels entfernt gewesen als jetzt. Der vornehmste Großmüt Frankreichs und Englands, den Ausgang aus dem Schwarzen Meere abzutreten, dringt uns in die Verhütung auszurufen: Daß sie ja Maar! zu deutsch: Gähst du sie erst! Rekrim des augenblicklich besteltesten Gassenhauers in Amsterdam.

Zur Lage in Griechenland.

* Rotterdam. Nach zuverlässigen Nachrichten, die in diesen diplomatischen Kreisen vorliegen, haben sich die bereits von anderen Seiten gemeldeten Vorgänge in Athen am 30. November und 1. Dezember in folgender Weise abgepielt: Nachdem die griechische Regierung die von der Entente verlangte Auslieferung des Kriegsmaterials abgelehnt hatte, stellte Admiral Fournet für die Bewilligung der Entente-Forderungen ein auf acht Tage lautendes Ultimatum, das am 1. Dezember abfiel. Am Tage vorher meldeten sich Tausende griechischer Reservisten freiwillig zur Armee. In der Nacht vom 30. November zum 1. Dezember landeten sofort Truppen der Entente sowie italienische Truppen im Piräus und marschierten gegen Athen vor. Die griechische Armee leistete Widerstand. Es entwickelte sich ein Kampf, der den ganzen ersten Dezember andauerte. Gegen Abend bombardierte die französische Flotte von Abaleron her die östlichen Stadtteile von Athen. Mehrere Granaten platzten in unmittelbarer Nähe des Königsschlosses, eine davon zwei Meter vom weltlichen Vorkast. Der griechischen Armee gelang es allmählich, die hier und dort vertretenen Truppen der Entente festzuweichen. In der Nacht zogen sich dann die Truppen der Entente nach dem Piräus zurück. Während des Kampfes erschienen die Gesandten der Entente beim König und legten ihm erheblich herabgeminderte Forderungen vor, drohten jedoch, daß im Falle ihrer Ablehnung das Geschwader am nächsten Tage die gesamte Stadt mit Geschützen schwerer Kalibers bombardieren würde. Um die gewöhnlichen Stätten der hellenischen Kultur zu retten und die gesamte zivilisierte Welt vor einem unerträglichen Verlust zu bewahren, sah sich die griechische Regierung gezwungen, die Auslieferung von sechs Gebirgshatterien anzunehmen. Die Vertreter der Entente behielten sich vor, ihren Regierungen hierüber zu berichten. Während des Kampfes am 1. Dezember hatten die Venezilianer in Athen Unruhen veranstaltet, die sich auch bis zum folgenden Tage ausdehnten, dann aber mit Gewalt unterdrückt wurden.

* London. (Reuter.) Im Unterhause erklärte Lord Cecil auf eine Anfrage, daß die Lage in Griechenland sehr ernst sei. Höchst verächtliche Angriffe seien auf die Abteilungen der Alliierten unternommen worden. Zahlreiche Verluste seien die Folge. Die britische Regierung ermäge mit den anderen Verbündeten sofortige Schritte zu einer gründlichen Lösung der Lage.

* London. „Daily Telegraph“ erfährt aus Athen vom 2. Dezember: Die königliche Presse veröffentlichte gestern früh eine Regierungserklärung, in der es heißt, daß Admiral Fournet zugestimmt habe, die Auslieferung von sechs Batterien Feldkanonen anzunehmen, und daß er seine anfängliche Forderung bezüglich der übrigen Waffen fallen gelassen habe.

* Athen, 3. Dezember, 10 Uhr abends. (Reuter.) Es verlautet, daß acht Batterien ansatz 6 sofort der Entente ausgeliefert werden sollen, sobald ein Protokoll darüber aufgesetzt ist. Die Regierung wird den Nationalisten und der Entente den vollsten Schutz gewähren und verpflichtet sich, den verhafteten Venezilianern alle gefälligen Garantien zu geben. In Kreisen, die dem förtaligen Verlauf nahe stehen, wird erklärt, daß wieder normale Beziehungen zur Entente hergestellt seien.

* London. Der Athener Vertreter der „Daily News“ berichtet über die Kämpfe vom Freitag an sein Blatt: Das Kampfgebiet befand sich auf dem Marschhügel und bei dem Stadion. Das Schießen hatte um 10^{1/2} Uhr früh in der Gießkassene begonnen. Das Bapellen, wo die französische Abteilung einquartiert war, wurde von den umliegenden Höhen unter Feuer genommen. Beim Stadion waren Maschinengewehre in Tätigkeit. Auch die späteren Gefechte auf dem Marschhügel waren sehr heftig. Die von einem panischen Schrecken ergriffenen Einwohner flüchteten zu

Frau Bettina und ihre Söhne.

Roman von G. Courths-Mahler.

64. Fortsetzung.

Schwere Tränen fielen aus Frau Bettinas Augen auf diesen Brief hernieder.

„Mein Sohn — mein geliebter Sohn — wie habe ich doch so schlecht verstanden, mir Euer Vertrauen zu erwerben? Wie war ich hart und streng, daß sich meine Kinder nicht mit ihren heißen Herzenswünschen zu mir wagten.“ dachte sie.

Und noch einmal las sie den Brief durch, und als sie zu Ende war, schüttelte sie den Kopf.

„Rein, es darf nicht Dein letztes Lebenswort sein, mein Hans. Du darfst nicht von uns gegangen sein. Da liegt Dein junges Weib. Sie glaubt an Deinen Tod, und dieser Glaube hat sie niedergeboren. Sie liebt Dich, und ihr Herz wußt im tiefsten Leib. Aber ich kann nicht an Deinen Tod glauben, ich kann nicht — und will nicht. Rein — Vater im Himmel, du hättest es mich fühlen lassen, wenn mein Sohn, dem ich das Leben gab, dies Leben hätte lassen müssen.“

So dachte sie, bis in die Tiefe ihrer Seele erschütterte. Sie wachte den Brief an ihr Herz, an ihre Lippen.

„Nicht ein Vermächtnis soll dieser Brief sein, nur eine Mahnung, nie mehr hart und streng zu sein.“ flüsterte sie.

Und mit einer liebevollen Gebärde neigte sie sich über Annelies.

„Meine Frau — arme, meine Frau, warst du so bange vor mir?“

„Weiß und sind strecktesten ihre Hände die wirren, goldig schimmernden Böckchen aus der weißen Stirn.“

„Man muß dich ja lieb haben, du armes, junges Geschöpf. Ich habe dich lieb gehabt vom ersten Augenblick des Sehens an. Vielleicht habe ich vorahnend gefühlt, was Du meinem Sohne warst. Mit tausend Freuden will ich Euren Bund segnen, das gelobe ich. Und was auch kommen mag, du bist und bleibst mein liebes Kind. Dir kam ich Liebe geben, ohne Sorge, daß ich zu viel gebe und dir damit Schaben tue, wie ich es bei meinen Söhnen fürchtete. Ich habe wahrlich selbst am meisten gedacht, wenn ich hart und streng scheinen mußte, um Männer aus meinen Söhnen zu machen. Arme, meine Frau — arme, meine Frau!“

So flüsterte sie Annelies zu. Die aber vernahm es nicht, ihre Seele war fern.

Mit heißem Erbarmen deutete sich Frau Bettina herab und küßte die junge Frau. Unter diesem Kuß schlug Annelies die Augen auf, sah staunend in Frau Bettinas Augen — und lächelte.

Es war ein hilfloses, unbewußtes Lächeln, Annelies wachte nicht, wo sie war und was mit ihr geschah war. Sie sah nur die liebevollen Mutteraugen über sich. Und da bewegten sich ihre Lippen. „Und kommt die Liebe eingesogen, dann springen alle Lore auf.“ flüsterte sie, wie im Traum.

Und dann wandte sie sich, noch immer mit dem unbewußten Lächeln, zur Seite — und schlief ein.

Aber es war kein ruhiger, gesunder Schlummer, er wurde noch oft von jammervollen Lauten und sehnächtigen Rufen nach Hans unterbrochen.

25. Kapitel.
Am Abend war der Arzt noch einmal gekommen und hatte von einer fieberhaften Heberregung der Nerven gesprochen und größte Ruhe anbefohlen.

Frau Bettina wußte nicht von Annelies Lager. Die Sorge um die junge Frau war eine wohlthätige Ablenkung von ihrer Angst und Sorge um das Schicksal ihres Sohnes.

Gleich, nachdem der Arzt wieder fort war, wurde Frau Bettina Friedrich Brandner gemeldet. Sie ließ das Mädchen bei Annelies bleiben und eilte hinab, so schnell sie ihre Fühle tragen.

Brandner hatte im Laufe des Tages verschiedene Male seine Damen herüber geschickt, die nach Frau Bettina sehen und ihr berichten sollten, daß er unablässig bemüht war, ihr Nachrichten zu verschaffen, aber eine solche noch nicht habe erlangen können.

Nun sich Brandner selbst melden ließ, hoffte sie, Gewißheit zu erhalten. Brandner kam ihr entgegen.

„Ich kann Ihnen leider noch immer keine positive Nachricht bringen, Frau Bettina, und für heute muß ich meine Nachforschungen aufgeben. Auf meine verfrühten Anrufe beim Generalkommando bekam ich keinen Anschlag. Und auf ein Telegramm, das ich sofort heute morgen aufgab, erhielt ich soeben diese Antwort:“

Er reichte ihr ein Telegramm.

Frau Bettina las es hastig danach und las: „Seute nicht möglich, die betreffende Nachricht zweifelslos festzustellen. Es wird sofort recherchiert.“

Sie legte das Telegramm auf den Tisch. Seit sie den Brief ihres Sohnes gelesen hatte, war eine seltsame Ruhe über sie gekommen, eine Ruhe freilich, die keinen Frieden barg und hinter der eine schmerzvolle Angst lauerte.

Sie reichte Brandner die Hand.

„Ich danke Ihnen, lieber Freund. Es hilft nichts, ich muß warten — warten. Dieses Warten ist fürchterlich, aber es muß ertragen werden, und immerhin birgt es noch einen Hoffnungspunkt. Ich will und kann nicht glauben, daß mein Sohn tot ist. Und — nun will ich Ihnen eine Hoffnung machen. Mir ist etwas Seltsames an diesem Tage zur Kenntnis gekommen, und ich will Ihnen sein Geheimnis daraus machen. Mein Sohn Hans hat sich mit meiner Gesellschaftin, Annelies Steinbach, kriegsstraßen lassen, ehe er abreiste.“

Brandner starrte sie an, als fürchte er, sie sei nicht klar bei Sinnen.

„Das ist doch ungläublich!“ rief er hervor.

„An schattenshaftes Lächeln suchte um Frau Bettinas Lippen.“

„O — ich fand es gar nicht ungläublich, lieber Freund. Ich finde, mein Sohn hat einen guten Geschmack bewiesen. Und so zarte, hilflose Frauen, wie diese kleine Annelies, werden oft namenlos geliebt.“ Brandner fuhr sich über die Stirn.

„Ich zweifle nicht daran, daß Hans in das schöne Mäd-

chen sich verlieben konnte. Mir schien sie immer zu schön und zu lebenswürdig für ein Haus, wo erwachsene Söhne sind. Aber, daß Sie so ruhig darüber sprechen — das scheint mir ungläublich.“

„Weil Sie noch immer nicht verstehen können, wie sehr ich mich verändert habe.“

Brandner schüttelte den Kopf.

„Rein, das kann ich auch nicht verstehen, und fassen. Jetzt wird mir übrigens klar, weshalb die junge Dame ohnmächtig war und, wie meine Damen mir erzählten, noch immer bewußtlos und im Fieber liegt. Wie ist das nur alles gekommen?“

Die alte Dame erzählte ihm, wie sie erfahren hatte, daß Hans und Annelies sich vermählt hatten.

Brandner war völlig fassungslos, und als er eine halbe Stunde später nach Hause ging, schüttelte er immer noch den Kopf.

Zu Hause erzählte er seinen Damen, was er vernommen hatte.

Aber weder seine Frau, noch seine Töchter fanden es unverständlich, daß Frau Bettina die Tatsache von der heimlichen Vermählung ihres Sohnes so ruhig und gefaßt, aufgenommen hatte. Sie fanden Annelies so reinlich und lebenswert, daß sie verstehen konnten, daß Frau Bettina sie gern als Schwiegertochter anerkannte.

„Es wird für Frau Bettina ein großer Trost sein, dies junge Wesen an ihr Herz nehmen zu können, wenn Hans wirklich gefallen sein sollte. Es wird sie ablenken von ihrem Kummer.“ sagte Frau Brandner.

Ruth und Hilde hatten sich umschlungen. Sie fühlten ein heißes Mitleid mit Annelies. So gut konnten sie sich selbst in ihre Lage versetzen. Älterten und bangten sie doch auch täglich, ständlich um die Männer, die ihren Herzen teuer waren.

Sie nahmen sich fest vor, Annelies wie zwei treue Schwestern zur Seite zu stehen, wenn sie erst wieder mit ihr zusammen sein könnten. —

Frau Bettina blieb die ganze Nacht an Annelies Lager sitzen und wachte sorglich über sie. Schlaf hätte sie doch nicht finden können.

Annelies lag die ganze Nacht in dem unruhigen, fieberhaften Schlummer, aus dem sie immer wieder emporstreckte und dann wirre Reden hervorbrachte.

Gegen Morgen wurde Annelies Schlummer ruhiger und fester, so, als sei sie nun vollkommen erschöpft.

Mit großen, wachen Augen sah Frau Bettina den neuen Tag heraufziehen. Freudlich küßte sie sich in eine Beklage, die sie sich am Abend hatte herausfinden lassen. Und immer leiser wurde die Aufsicht in ihrer Seele: „Er kann nicht tot sein.“

Am Morgen schickte sie hinunter in die Fabrik und ließ Herrsdorf sofort zu sich herauf bitten. Sie fühlte sich heute außerhande, in sich Kontor zu gehen, wie sonst alle Tage.

Herrsdorf folgte sogleich ihrem Rufe. Frau Bettina verließ leise ihren Platz an Annelies Bett und ließ Anna inszwischen die Wag- übernehmen. Dann ging sie hinunter zu Herrsdorf. Fortsetzung folgt.